



Aus Freude am Lesen

Er dachte, mit Geld ließe sich alles kaufen – auch der größtmögliche Schutz. Doch dann werden der erfolgreiche Bauunternehmer Guy Kaffey und seine Frau auf ihrer exklusiven Ranch niedergeschossen. Und Detective Pete Decker, der sich eigentlich ein paar ruhige Tage mit seiner Frau Rina gönnen wollte, wird auf den Fall angesetzt. Der Kreis der Verdächtigen ist groß, denn Kaffey hatte nicht nur ein florierendes Unternehmen, sondern auch viele Feinde: Geschäftspartner, einige seiner Bodyguards – und sogar Mitglieder aus der eigenen Familie. Und irgendjemand will mit allen Mitteln verhindern, dass der Fall aufgeklärt wird. Plötzlich befinden sich auch die Ermittler in großer Gefahr. Aber wenn ein Milliardär wie Guy sich nicht schützen konnte, welche Chance haben dann Pete Decker und Rina Lazarus?

BEVOR FAYE KELLERMAN mit ihren Romanen um das Ermittlerpaar Rina Lazarus und Peter Decker international und auch in Deutschland riesige Erfolge feierte, war sie Zahnärztin mit einer besonderen Liebe zur Musik. Sie lebt zusammen mit ihren Kindern und ihrem Mann, dem Psychologen und Bestsellerautor Jonathan Kellerman, abwechselnd in Los Angeles und in Santa Fe. Zuletzt erschienen bei btb die Pete-Decker-Romane »Habgier« (73788) und »Arglist« (73893)

Faye Kellerman

Missgunst

Roman

Deutsch von Frauke Brodd

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »Blindman's Bluff« bei William Morrow, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2010

Copyright © 2009 by Plot Line, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by btb Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Hendrick ter Brügghen / National Gallery London /
Bridgeman Berlin

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74083-3

www.btb-verlag.de

Für Jonathan,
auf immer meine Inspiration

1

Ach, die Fantasie: der Stoff des Lebens.

Während er sich für die Arbeit anzog, schaute er in den Spiegel. Es starrte ihn ein gut aussehender Mann an, etwa ein Meter fünfundneunzig ...

Nein, das war zu riesig.

Es starrte ihn ein eins fünfundachtzig großer, teuflisch gut aussehender und perfekt gebauter Mann an, mit einer von der Sonne gebleichten Surfermähne und übernatürlich blauen Augen, die so unglaublich waren, dass, wann immer eine Frau ihn ansah, sie den Blick verlegen abwenden musste.

Na, das mit den Augen stimmte wahrscheinlich sogar.

Wie wär's damit?

Aus dem Spiegel starrte ihn ein kantiges Männergesicht an, umrandet von dichten dunklen Locken, mit einem scheuen Lächeln, das Frauen in Ohnmacht fallen ließ – weil es so jugendlich und charmant und gleichzeitig doch auch maskulin war.

Er spürte, wie sich seine Lippen zu einem Lächeln verzogen, und strich sich mit den Fingern durch sein eigenes lockiges Haar, das eher als dünn zu bezeichnen war – es ging ihm zwar nicht aus, hatte aber nur wenig Volumen. Er zog den Knoten der Krawatte hoch, platzierte ihn unter den Kragen-

ecken und fühlte dabei den Stoff: erstklassige, schwere Seide, von Hand bemalt in einem Farbspektrum, das zu fast allen, wahllos aus seinem Kleiderschrank genommenen Sachen passen würde. Während er die Hemdzipfel in die Hose steckte, glitten seine Hände über einen Waschbrettbauch, dank Crunches, Hanteln und einer streng geregelten Ernährung. Es ging ihm wie allen Bodybuildern: Seine Muskeln gierten nach Proteinen, was völlig in Ordnung war, solange er das Fett wegschnitt. Deshalb gefiel ihm das, was er sah, wann immer er in den Spiegel blickte.

Oder besser gesagt, ihm gefiel, was er zu sehen glaubte.

Decker war wirklich verblüfft. »Ich verstehe gar nicht, wie du durch die Vorvernehmung der Geschworenen gekommen bist.«

»Vielleicht hat der Richter mir einfach geglaubt, als ich ihm sagte, ich könne durchaus objektiv sein«, antwortete Rina.

Decker stöhnte leise vor sich hin, als er den Süßstoff in seinen Kaffee streute. Eigentlich hatte er seinen Kaffee immer schwarz getrunken, aber in letzter Zeit war er die reinste Naschkatze geworden, vor allem nach dem Essen. Dabei gab es zum Abendessen gar nichts Schweres – ein Bauchsteak und Salat. Wenn sie beide alleine waren, bevorzugte er einfache Gerichte. »Mag sein, dass der Richter dich in die Jury gezwungen hat, doch spätestens der Staatsanwalt hätte deinen reizenden Hintern aus der Gruppe rauskicken müssen.«

»Vielleicht glaubt ja auch der Staatsanwalt an meine Fähigkeit zur Objektivität.«

»Seit neunzehn Jahren hörst du mir zu, wie ich mich über unser verkommenes Rechtssystem aufrege. Wie sollst du da bitte schön objektiv sein?«

Rina lächelte hinter ihrer erhobenen Kaffeetasse hervor.

»Du gehst davon aus, dass ich alles für bare Münze nehme, was du sagst.«

»Vielen herzlichen Dank.«

»Nur weil ich die Ehefrau eines Polizeibeamten bin, wurde noch lange nicht jedes bisschen Vernunft aus meinem Hirn gesaugt. Ich denke weiterhin selbstständig und bin so vernünftig wie jeder andere Mensch auch.«

»Für mich klingt das, als wärst du richtig gerne in der Jury.«
Decker nippte an seinem Kaffee – stark und süß.

»Das stärkt dir den Rücken, Liebling. Genau das braucht unser Rechtssystem: schlaue Leute, die ihre Bürgerpflichten wahrnehmen.«

Er schenkte ihr ein verschlagenes Lächeln. »Oder vielleicht genießt Mr. Staatsanwalt einfach deinen Anblick.«

»Es ist eine Frau, und vielleicht hast du recht.«

Decker lachte. Jeder würde es genießen, Rina anzusehen. Über die Jahre hatte ihr Gesicht ein paar Lachfältchen bekommen, aber sie war immer noch eine majestätische Erscheinung: ein Alabasterteint mit einem Hauch Rosa auf den Wangenknochen, seidiges schwarzes Haar und kornblumenblaue Augen.

»Es ist ja nicht so, dass ich nicht gerne verschont geblieben wäre«, erklärte Rina. »Aber ab einem gewissen Punkt musst du gezielt lügen, damit sie dich ausschließen. So Sachen sagen wie ›nein, ich kann niemals objektiv sein‹, und dabei klingst du dann wie ein Idiot.«

»Worum geht's in dem Fall?«

»Du weißt, ich darf nicht darüber sprechen.«

»Ach, hör schon auf.« Decker biss in einen zuckrigen Keks, selbst gebacken von seiner sechzehn Jahre alten Tochter. Die Krümel blieben in seinem Bart hängen. »Wem sollte ich was davon erzählen?«

»Dem ganzen Revier vielleicht?«, erwiderte Rina. »Musst du in nächster Zeit in Los Angeles vor Gericht erscheinen?«

»Nicht dass ich wüsste. Warum fragst du?«

»Ich dachte, wir könnten uns dann zum Lunch treffen.«

»Genau, wir hauen hemmungslos die fünfzehn Dollar auf den Kopf, die dir das Gericht pro Tag zahlt.«

»Plus Benzin, aber nur für Hin- oder Rückfahrt. Es stimmt schon, Geschworener zu sein, macht einen nicht reich. Sogar mit Blutspenden verdient man mehr. Immerhin erfülle ich meine staatsbürgerliche Pflicht, und als jemand, der angestellt wurde, um zu schützen und zu dienen, solltest du mir dankbar sein.«

Decker gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Ich bin sehr stolz auf dich. Du tust genau das Richtige. Und ich werde dich nicht mehr über den Fall ausfragen. Sag mir bitte nur, dass es nicht um Mord geht.«

»Ich kann das weder bejahen noch verneinen, aber weil du wirklich schon das Übelste, wozu Menschen fähig sind, gesehen hast und über eine blühende Fantasie verfügst, sage ich dir hiermit: Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Danke.« Decker blickte auf die Uhr. Es war kurz nach neun Uhr abends. »Hat Hannah nicht gesagt, sie will um diese Zeit nach Hause kommen?«

»Ja, aber du kennst doch deine Tochter. Zeit ist ein eher fließendes Konzept in ihren Augen. Soll ich sie anrufen?«

»Wird sie ans Handy gehen?«

»Wahrscheinlich nicht, vor allem nicht, wenn sie gerade fährt – ... warte mal, das ist ihr Auto in der Einfahrt.«

Einen Moment später wälzte sich ihre Tochter durch die Eingangstür, beladen mit einem tonnenschweren Rucksack und zwei Papiertüten voll mit Einkäufen. Decker nahm ihr den Rucksack ab, Rina kümmerte sich um die Tüten.

»Wofür ist das alles?«, fragte Rina.

»Ich habe zum *Schabbes* ein paar Freundinnen eingeladen. Und außer meinen Keksen haben wir nichts Leckeres mehr zu Hause. Soll ich die Lebensmittel wegräumen?«

»Ich erledige das«, sagte Rina, »begrüß du mal deinen Vater. Er hat sich Sorgen um dich gemacht.«

Hannah sah auf ihre Uhr. »Es ist zehn Minuten nach neun.«

»Ich weiß, dass ich überfürsorglich bin, und es ist mir egal. Ich werde mich nie ändern. Und wir haben deshalb nichts Leckeres im Haus, weil ich es sonst verschlingen würde.«

»Ich weiß, *Abba*, und da du alle Rechnungen bezahlst, respektiere ich deine Wünsche. Aber ich bin erst sechzehn und wahrscheinlich genau jetzt in einer der wenigen Phasen meines Lebens, in der ich das ganze ungesunde Zeugs essen kann, ohne kiloweise zuzunehmen. Ich betrachte dich, und ich betrachte Cindy, und dann weiß ich, dass ich nicht immer so dünn sein werde.«

»Was stimmt denn nicht bei Cindy? Sie sieht völlig normal aus.«

»Sie ist kräftig und groß, wie ich, und sie achtet wahnsinnig auf ihre Figur. So weit ist es bei mir noch nicht, aber irgendwann wird mein Stoffwechsel mich einholen.«

Decker tätschelte seinen Bauch. »Na, und was stimmt bei mir nicht?«

»*Nichts* stimmt nicht bei dir, *Abba*. Du siehst gut aus für ...«
... *dein Alter* hing unausgesprochen in der Luft. Sie gab ihm ein Küsschen auf die Wange. »Ich hoffe, mein Ehemann wird mal so gut aussehen wie du.«

Decker musste gegen seinen Willen grinsen. »Danke, aber ich bin sicher, dass dein Ehemann sehr viel besser aussehen wird.«

»Das ist unmöglich. Niemand sieht so gut aus wie du, und

außer Profisportlern ist auch niemand annähernd so groß wie du. Für große Mädchen ist das manchmal ziemlich deprimierend. Entweder müssen wir die ganze Zeit flache Schuhe tragen oder den Rest der Klasse überragen.«

»So groß bist du doch gar nicht.«

»Das denkst du nur, weil für dich jeder klein aussieht. Ich bin bereits größer als Cindy, und die ist fast eins achtzig.«

»Solltest du tatsächlich größer sein, dann aber nicht viel. Und es gibt jede Menge Jungs, die über eins achtzig groß sind.«

»Keine jüdischen Jungs.«

»Ich bin ein jüdischer Junge.«

»Nicht die jüdischen Jungs, die noch auf die Highschool gehen.«

Decker gefiel genau das, denn so musste sie bis zum College warten, um einen Freund zu finden.

Hannah bemerkte das zufriedene Lächeln. »Du bist nicht gerade sehr mitfühlend.«

»Es tut mir leid, dass du wegen meiner Gene so in die Höhe schießt.«

»Ist schon in Ordnung«, meinte Hannah, »man hat dadurch eben Vor- und Nachteile. Wenn du groß und dünn bist und dich nett anziehst, dann denken alle, du willst einen auf Model machen und hast keinerlei Hirn.«

»Ich bin mir sicher, deine Freundinnen bringen dir dafür viel Verständnis entgegen.«

»Ich erzähle meinen Freundinnen nicht, was ich dir erzähle.« Sie sah kurz zum Esstisch hinüber. »Schmecken dir die Kekse?«

»Viel zu gut, und genau deshalb will ich keine ungesunden Sachen im Haus haben.«

»Genieß die Kekse, *Abba*«, gab Hannah zurück, »denn das Leben ist kurz, auch wenn man kein Kurzer ist.«

Zuerst war es ein sanftes Klingeling als Hintergrundgeräusch in ihrem Traum, bis Rina klar wurde, dass das Telefon läutete. Marge Dunn war die Anruferin, und ihre Stimme klang monoton.

»Ich muss mit dem Chef sprechen.«

Rina betrachtete ihren Ehemann. Seit er vor vier Stunden eingeschlafen war, hatte er seine Position nicht verändert. Der Wecker auf dem Nachttisch verriet, dass es drei Uhr morgens war. Als Lieutenant bekam er nicht sehr viele Anrufe mitten in der Nacht. Im Revier von West Valley wimmelte es nicht gerade vor Verbrechen, und seine Eliteeinheit aus Mordermittlern fing normalerweise alles ab, was an Chaos in den frühen Morgenstunden losbrach. Mord war selten dabei, aber wenn doch, dann handelte es sich meistens um eine Gräueltat. Doch selbst das Grauen schlechthin erforderte nicht, den Boss um drei Uhr morgens zu wecken.

Ein spektakulärer Fall war allerdings wieder eine ganz andere Sache.

Rina rubbelte ihre Arme, auf denen sich eine Gänsehaut ausbreitete, und weckte ihren Mann. »Marge.«

Decker saß mit einem Satz senkrecht im Bett und nahm Rina das Telefon ab. »Was ist passiert?« Seine Stimme klang immer noch schlaftrunken.

»Mehrfacher Mord.«

»Du lieber Gott –«

»Bei der letzten Zählung waren es vier Tote und ein versuchter Mord. Der Überlebende – ein Sohn des ermordeten Ehepaars – ist auf dem Weg ins St.-Joseph-Krankenhaus. Er wurde angeschossen, wird es aber vermutlich überstehen.«

Decker stand auf und schlüpfte in ein Hemd, das er während des Gesprächs zuknöpfte. »Wer sind die Opfer?«

»Wie wär's für den Anfang mit Guy und Gilliam Kaffey – von Kaffey Industries?«

Decker schnappte nach Luft. Guy und sein jüngerer Bruder Mace trugen die Verantwortung für fast alle Einkaufszentren in Südkalifornien. »Wo?«

»Coyote Ranch.«

»Jemand ist in die Ranch eingebrochen?« Er klemmte das Telefon unters Kinn und redete weiter, während er sich seine Hose anzog. »Ich dachte, das Gebäude ist eine Festung.«

»Keine Ahnung, jedenfalls handelt es sich um ein riesiges Areal – fast dreißig Hektar, die an die Berge angrenzen. Ganz zu schweigen von den Gebäuden. Das ist eine kleine Stadt.«

Decker erinnerte sich an eine Story in einem Magazin über die Ranch. Das Anwesen bestand aus mehreren Gebäudekomplexen, wobei allein das Hauptgebäude schon groß genug war, um einen Kongress zu beherbergen.

Zusammen mit den unzähligen anderen Häusern auf der Ranch gab es den obligatorischen Swimmingpool, Warmwasserbecken und Tennisplätze. Dazu noch Hundezwinger, einen geradezu olympischen Reitplatz, zehn Pferdeställe, eine Landebahn, ausreichend lang für jede Art von Propellermaschinen, sowie eine eigene Ausfahrt am Freeway. Vor wenigen Jahren, nachdem das Team David Beckham verpflichtet hatte, hatte Guy Kaffey dem Fußballclub L. A. Galaxy ein Kaufangebot unterbreitet, doch das Geschäft platzte.

Decker wusste, dass es zwei Söhne gab, und er fragte sich, welcher wohl angeschossen worden war. »Was ist mit den Bodyguards?«

»Zwei im Wachhaus an der Einfahrt, beide sind tot«, antwortete Marge. »Wir sind noch mitten in der Durchsuchung. Es gibt ungefähr zehn verschiedene Gebäudekomplexe auf

dem Gelände. Vielleicht finden wir also weitere Tote. Wie schnell kannst du hier sein?«

»So in zehn Minuten. Wer ist jetzt alles dabei?«

»Ungefähr ein halbes Dutzend Streifenwagen. Oliver hat Strapp angerufen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Presse was aufschnappt.«

»Sichert das Gelände ab. Ich will nicht, dass die Medienleute den Tatort zertrampeln.«

»Geht klar. Bis gleich.«

Decker beendete das Gespräch und machte in Gedanken eine Liste, was er alles brauchen würde – einen Notizblock und Stifte, Handschuhe, Beweismittelsäckchen, Gesichtsmaske, Vergrößerungsglas, Metalldetektor, Vaseline und Advil – Letzteres allerdings nicht für kriminaltechnische Zwecke, sondern weil er pochende Kopfschmerzen hatte, als Reaktion auf die Tatsache, dass man ihn aus dem Tiefschlaf gerissen hatte.

»Was ist passiert?«, wollte Rina wissen.

»Mehrfacher Mord auf der Coyote Ranch.«

Sie richtete sich auf. »Die von den Kaffeys?«

»Genau die, Ma'am. Zweifellos wird dort die Hölle los sein, bis ich da bin.«

»Das klingt ja furchtbar.«

»Es wird ein Logistik-Alptraum werden. Das sind um die dreißig Hektar – keine Chance, das ganze Areal abzuriegeln.«

»Ich weiß, es ist riesig. Vor ungefähr einem Jahr haben sie dort für irgendeinen Wohltätigkeitsverein ein Vorzeigehaus errichtet. Die Gärten sollen einfach grandios sein. Ich wollte hingehen, aber irgendwas kam dazwischen.«

»Scheint, als würdest du keine zweite Gelegenheit bekommen.« Decker öffnete den Waffensafe, nahm seine Beretta heraus und schob sie in sein Schulterhalfter. »Es klingt nicht nett, das so zu sagen, aber ich will mich nicht herausreden.

Mich bei Mord an Prominenten mit der Presse herumzuärtern, bringt den Scheißkerl in mir zum Vorschein.«

»Sie haben die Medien um drei Uhr fünfzehn informiert?«

»Zwei Dinge sind so sicher wie das Amen in der Kirche: der Tod und die Steuern – und die neuesten Schlagzeilen.« Er küsste sie flüchtig auf den Kopf. »Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.« Rina seufzte. »Wirklich traurig, dass Geld immer ein todbringender Magnet für Nassauer, Hochstapler und schlichtweg böse Menschen ist.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob man je zu dünn sein kann, aber ganz bestimmt zu reich.«

Das einzig Gute an einem Anruf in den frühen Morgenstunden war es, ohne Staus durch die Stadt fahren zu können. Decker raste durch leere Straßen, die dunkel im Dunst dalagen und nur gelegentlich von einer Straßenlaterne schwach beleuchtet wurden. Der Freeway war eine unheimliche, endlose schwarze Straße, die sich im Nebel verlor. 1994 hatte das Northridge-Erdbeben die Gegend zerstört, in nur neunzig angsteinflößenden, apokalyptischen Sekunden, in denen Gebäude einstürzten und die Betonbrücken der Freeways zerstört wurden. Hätte das Beben wenige Stunden später während des Berufsverkehrs eingesetzt, wären zigtausende von Toten zu beklagen gewesen, und nicht unter hundert.

Die Ausfahrt zur Coyote Ranch wurde von zwei Streifenwagen abgeriegelt, Stoßstange an Stoßstange. Decker zeigte den Polizisten seine um den Hals baumelnde Dienstmarke; dann brauchten die beiden Autos eine Weile, um Platz zu schaffen, damit er durchfahren konnte. Einer der Beamten erklärte ihm den Weg. Es ging immer geradeaus – nirgends gab es Abbiegemöglichkeiten –, und die befestigte Schotterstraße schien sich fast zwei Kilometer hinzuziehen, bis endlich das

Hauptgebäude in Sicht kam. Und zwar so, als würde ein Seeungeheuer aus dem Meer auftauchen, um Luft zu holen. Die gesamte Außenbeleuchtung war an und leuchtete jede Ritze und jeden Spalt aus, so dass das ganze Gelände eher wie ein Themenpark wirkte.

Das herrschaftliche Wohnhaus war im spanischen Kolonialstil gehalten und passte sich, trotz seiner Überdimensionierung, harmonisch in die Umgebung ein. Es hatte zwei Stockwerke mit senffarbenem Verputz und hölzernen Balkonbalustraden, dazu Buntglasfenster und ein rotes Ziegeldach. Das Haus saß auf einer von Menschenhand erschaffenen Anhöhe. Hinter der Villa lag weites, ungenutztes Land mit den Schatten des Vorgebirges.

Decker fuhr die Auffahrt hoch und entdeckte nach ungefähr zweihundert Metern einen Parkplatz. Hier standen bereits sechs Streifenwagen, das Dienstauto des Coroners, ein halbes Dutzend Übertragungsvans der Fernsehanstalten mit Satellitenschüsseln und Antennen, mehrere Autos der Kriminaltechnik sowie weitere acht Zivilfahrzeuge der Polizei, doch es gab *immer noch* freie Stellplätze. Die Medien hatten sich häuslich niedergelassen und das Gelände so ausgeleuchtet, als wollten sie es in einen gewaltigen OP für Mikrochirurgie verwandeln – jeder einzelne Sender hatte seine eigene Beleuchtung dabei, seine eigene Kamera und seine eigenen Tontechniker, seinen eigenen Produzenten und seinen eigenen munteren Reporter, der auf *die* große Story wartete. Die gaffenden Zuschauer wären gerne näher am Geschehen dran gewesen, aber eine Barriere aus gelbem Absperrband, Pylonen und uniformierten Polizeibeamten hielten die Menge in Schach.

Nachdem er wieder seine Dienstmarke vorgezeigt hatte, duckte sich Decker unter dem Absperrband durch und ging

den restlichen Weg zu Fuß, vorbei an fein säuberlich gestutzten Buchsbäumen und Ulmen, die den architektonischen Garten umstanden. Im Inneren des Gebüschs befanden sich Blumenarrangements aus Rosen, Iriden, Narzissen, Lilien, Anemonen, Dahlien, Zinnien, Kosmeen und jeder Menge anderer Blumensorten, die er nicht kannte. In der Nähe gab es noch Gardenien und nachtblühenden Jasmin, dessen schwerer süßer Duft den Tod verkündete. Der mit Steinen gepflasterte Weg führte auch noch an mehreren Reihen blühender Zitruspflanzen vorbei – Limonen, wenn Decker einen Tipp hätte abgeben müssen.

Die vordere Haustür wurde von zwei Beamten bewacht. Sie erkannten Decker und winkten ihn durch. Auch das Innere des Gebäudes war hell erleuchtet. Die Eingangshalle – mit Dielen aus altem, hartem Holz, die so unregelmäßig abgenutzt waren, wie man es keinesfalls durch künstliche Belastung nachahmen konnte – hätte auch als Ballsaal in einem spanischen Schloss dienen können. Die massiven Balken der himmelhohen Decke waren mit Holzschnitzereien und Felszeichnungen verziert, wobei die Höhlenfiguren eher an Dinge aus dem Südwesten erinnerten. Die Wände waren mit vergoldeten Wandtäfelungen geschmückt und boten museums-große Gobelins dar. Decker hätte sich wahrscheinlich noch länger staunend umgesehen, schier überwältigt vom Ausmaß des Raums, wenn er nicht einem Uniformierten aufgefallen wäre, der ihn nach vorn winkte.

Nach einigen Stufen, die abwärts führten, betrat er ein Wohnzimmer mit doppelter Wandhöhe und weiteren bemalten Balken. Wieder Holzdielen am Boden, die hier aber mit Dutzenden, echt aussehenden Navajo-Teppichen bedeckt waren. Noch mehr vergoldete Wandtäfelungen, noch mehr Gobelins, neben riesigen Gemälden von blutigen Schlach-

ten. Möbliert war der Raum mit kolossalen Sitzlandschaften, Stühlen und Tischen. Decker war eine imposante Erscheinung – eins fünfundneunzig groß und hundert Kilo schwer –, aber der Maßstab seiner Umgebung hier verlieh ihm das Gefühl, deutlich geschrumpft zu sein.

Irgendjemand sprach ihn an. »Dieses Haus hier ist größer als mein altes College.«

Decker begrüßte Scott Oliver, einen seiner besten Ermittler in der Mordkommission. Er war Ende fünfzig und hatte sich gut gehalten, dank glatter Haut und regelmäßiger Anwendung von schwarzer Haartönung. Trotz der frühen Uhrzeit sah Oliver aus wie der Vorstandsvorsitzende vor einer Jahresversammlung: schwarzer Nadelstreifenanzug, rote Krawatte und ein gestärktes und gebügeltes weißes Hemd.

»Es war nur eine staatliche Schule, aber der Campus war trotzdem ganz schön groß.«

»Weißt du, mit wie viel Quadratmeter Wohnfläche wir es zu tun haben?«

»So um die neuntausend.«

»Mannomann, das ist ja ...« Decker hörte auf zu reden, weil ihm die Worte fehlten. Obwohl an jeder Tür ein Polizist stand, gab es weder an den Möbeln noch auf dem Fußboden Beweismarkierungen. Keiner von der Spurensicherung war dabei, etwas einzustauben oder abzutupfen. »Wo ist denn der Tatort?«

»In der Bibliothek.«

»Und wo liegt die Bibliothek?«

»Warte einen Moment«, bat ihn Oliver, »ich hole nur schnell meinen Gebäudeplan.«

2

Die labyrinthartigen Flure hätten auch jeden gewöhnlichen Einbrecher auf seiner Flucht verwirrt. Selbst mit einem gedruckten Wegweiser bog Oliver ein paarmal falsch um die Ecke ab.

»Marge sagte, es gibt vier Tote«, fragte Decker nach.

»Mittlerweile haben wir fünf. Die Kaffeys, eine Hausangestellte und zwei Wachmänner.«

»Lieber Himmel! Irgendwelche Hinweise auf Raub? Wurde irgendwas durchwühlt?«

»Nichts, was gleich auffällt.« Sie gingen immer weiter durch endlose Dielen und Vorzimmer. »Eins steht fest, das war kein Alleingang. Wer immer das getan hat, hatte einen Plan und eine Menge Leute, um den Plan durchzuführen. Es *muss* ein Insiderjob gewesen sein.«

»Wer hat die Vorfälle gemeldet? Der verletzte Sohn?«

»Das weiß ich nicht. Als wir ankamen, wurde der Sohn gerade in den Krankenwagen verfrachtet und war dann weg.«

»Irgendeine Vorstellung davon, wann die Schüsse gefallen sind?«

»Nichts Definitives, aber die Leichenstarre hat bereits eingesetzt.«

»Also zwischen vier und vierundzwanzig Stunden«, sagte

Decker. »Vielleicht lässt es sich durch den Mageninhalt genauer bestimmen. Wer von der Gerichtsmedizin ist hier?«

»Zwei Ermittler und ein Assistent. Jetzt nach rechts abbiegen. Zur Bibliothek sollte es durch die Doppeltüren da vorne gehen.«

Kaum hatten sie den Raum betreten, wurde Decker leicht schwindelig, und das lag nicht nur an den gewaltigen Ausmaßen des Raums, sondern auch am Fehlen jeglicher rechter Winkel, sprich Ecken. Die Bibliothek befand sich in einer Rotunde mit einem Kuppeldach aus Stahl und Glas. Die geschwungenen Wände waren mit Paneelen aus Walnussholz und Bücherregalen und Gobelins bedeckt, die vom Boden bis zur Decke gingen und auf denen mythologische Kreaturen im Wald herumtollten. Der offene Kamin der Bibliothek war groß genug, um ein flammendes Inferno zu beherbergen. Auf dem Parkett aus ozeanischem Holz lagen antike Teppiche, und möbliert war das Ganze mit zwei-, drei- und viersitzigen Sofas, Tischen, Stühlen, zwei Flügeln und unzähligen Lampen.

Der Tatort erzählte eine Geschichte in zwei Akten. Ein Verbrechen Schauplatz befand sich nahe dem Kamin, der zweite vor einem Wandteppich, auf dem ein Drache einen jungen adeligen Herrn verschlang.

»Gilliam Kaffey saß am Kamin«, sagte Oliver und deutete in die Richtung. »Sie las ein Buch und trank dazu Wein, während Vater und Sohn sich in den beiden Klubsesseln dahinten unterhielten.«

Sein Finger deutete jetzt auf eine Sitzgruppe mit zwei braunen, nietenverzierten Ledersesseln, vor der Marge gerade unter dem menschenfressenden Drachen ihrer Arbeit nachging. Sie war in ein Gespräch mit einem der Ermittler aus der Gerichtsmedizin vertieft, der die typische Kluft aller Leichen-

hausangestellten trug: eine schwarze Jacke mit dem eindeutigen gelben Schriftzug auf dem Rücken. Dann sah Marge Decker und Oliver und winkte sie mit der behandschuhten Hand zu sich heran. Marges Haare waren in den letzten Monaten länger geworden, wahrscheinlich aufgrund der Bitten ihres neuen Freundes, Will Barnes. Sie trug beige Hosen, eine weiße Bluse, dazu eine dunkelbraune Strickjacke mit Zopfmuster und an den Füßen Gummischuhe. Decker und Oliver bahnten sich ihren Weg zu dem zweiten Tatort.

Guy Kaffey lag mit einer klaffenden Wunde in der Brust auf dem Rücken in einer großen Blutlache. Haut und Knochen hatten sich explosionsartig über Gesicht und Gliedmaßen des Mannes verteilt, und was nicht auf dem Boden gelandet war, schmückte jetzt den größten Teil des Wandteppichs, was wiederum dem glücklosen jungen Adligen und seinem Zustand ungefragte Authentizität verlieh.

»Lasst mich euch auf den letzten Stand bringen.« Marge zog aus ihrer Tasche eine Karte hervor und faltete sie auseinander. »Das ist das Haus, und wir sind genau ... hier.«

Decker zückte seinen Notizblock und blickte sich in dem fensterlosen Raum um. Auf seine Bemerkung dazu sagte Marge: »Eine überlebende Hausangestellte hat mir erklärt, dass die Kunstwerke hier sehr alt und lichtempfindlich sind.«

»Also hat noch jemand außer dem Sohn den Angriff überlebt?«, fragte Decker.

»Nein, sie kam später in die Bibliothek und hat die Leichen entdeckt«, klärte Marge ihn auf. »Ihr Name ist Ana Mendez. Sie ist in ihrem Zimmer und wird von einem unserer Leute bewacht.«

»Wir müssen außerdem den Hausmeister und den Pferdeknecht befragen. Die beiden werden auch von den besten Männern in L. A. bewacht«, merkte Oliver an.

»Und alle drei in getrennten Räumen«, fügte Marge noch hinzu.

»Der Hausmeister und Gärtner heißt Paco Albanez – um die fünfundfünfzig –, der hier seit ungefähr drei Jahren arbeitet.« Oliver überflog seine Notizen. »Der Pferdeknecht ist ein Mann namens Riley Karns, Anfang dreißig. Wie lange er schon hier ist, weiß ich nicht.«

»Wisst ihr, wer den Notruf abgesetzt hat?«, fragte Decker.

»Wir sind gerade dabei«, antwortete Marge. »Die Hausangestellte sagt, dass irgendjemand einen Wachmann angerufen hat, der nicht im Dienst war, und dass der vielleicht die Polizei alarmiert hat.«

»Es war die Angestellte, die den überlebenden Sohn auf dem Boden liegend gefunden hat«, sagte Oliver. »Sie dachte, er sei tot.«

»Wer ist dieser Wachmann außer Dienst, den sie angeblich angerufen hat?«, fragte Decker.

»Piet Kotsky«, wusste Marge, »ich habe bereits mit ihm telefoniert. Er kommt von Palm Springs hierher. Die Dienste laufen folgendermaßen ab... glaube ich zumindest. Die Wachmänner bleiben nur auf dem Gelände, wenn sie im Dienst sind. Sie arbeiten in 24-Stunden-Schichten, dabei wechseln sich insgesamt acht Personen ab. Es gibt immer zwei Wachleute im Haupthaus und zwei Männer, die das Wachhaus am Eingangstor des Anwesens besetzen. Die beiden sind tot, durch Schüsse in Kopf und Brust. Sämtliche Kameras und das dazugehörige Equipment sowie die Kontrollmonitore eines geschlossenen Überwachungssystems sind zerschlagen und zerstört.«

»Namen?«

»Kotsky weiß nicht, wer heute Nacht Dienst hatte, aber er meint, er könne sie identifizieren, wenn er sie sieht.«



Faye Kellerman

Missgunst

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74083-3

btb

Erscheinungstermin: Juli 2010

Wenn Neid tödlich endet – Pete Decker und Rina Lazarus ermitteln!

Er dachte, mit Geld ließe sich alles kaufen - auch der größtmögliche Schutz. Doch dann werden der erfolgreiche Bauunternehmer Guy Kaffey und seine Frau auf ihrer exklusiven Ranch niedergeschossen. Und Detective Pete Decker wird auf den Fall angesetzt. Der Kreis der Verdächtigen ist groß, denn Kaffey hatte nicht nur ein florierendes Unternehmen, sondern auch viele Feinde: Geschäftspartner, einige seiner Bodyguards und sogar Mitglieder aus der eigenen Familie. Und irgendjemand will mit allen Mitteln verhindern, dass der Fall aufgeklärt wird. Plötzlich befinden sich auch die Ermittler in großer Gefahr. Aber wenn ein Milliardär wie Guy sich nicht schützen konnte, welche Chance haben dann Pete Decker und Rina Lazarus?

 [Der Titel im Katalog](#)